

Káffe, Kaffée und ... Goethe

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **25 (1941)**

Heft 11

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Die Schweiz im deutschen Geistesleben.“

Der Titel dieser so verdienstlichen Sammlung von Darstellungen und Texten, die der Verlag Huber & Co. in Frauenfeld schon in reicher Fülle herausgegeben hat, mag einem einfallen, wenn man in Thomas Manns Roman „Lotte in Weimar“ die Stelle liest, wo die Hofrätin Witwe Charlotte Restner, geb. Buff, die weltberühmt gewordene Lotte aus „Werthers Leiden“, vierundvierzig Jahre nach den Wehrlar Erlebnissen bei ihrem Jugendfreund, dem jetzigen Herrn Geheimrat von Goethe in Weimar zum Mittagessen geladen ist und dort unter andern Gästen auch unsern Landsmann, Hofrat Professor Heinrich Meyer von Stäfa trifft. Goethe hatte ihn auf seiner ersten italienischen Reise in Rom als „herrlichen Menschen“, besonders aber als feinsinnigen Kunstkenner schätzen gelernt, ihn als Lehrer und Leiter an die Weimarer Zeichenschule gezogen und in sein Haus aufgenommen. Meyer war einer der ganz wenigen Freunde, mit denen Goethe auf du stand. Gottfried Keller scherzte einmal, dieser Meyer komme fast auf jeder Seite Goethes vor. Er war in Wirklichkeit und ist auch im Roman der Schweizer in der deutschen Geisteshauptstadt und sinnbildlich für die Schweiz im deutschen Geistesleben: er ist mit Goethe innig befreundet und teilt die allgemeine Verehrung der Menschen deutscher Zunge für den Meister, er hat aber auch seine Eigenart, und die ist echt schweizerisch. (Von Politik ist nicht die Rede; es fällt zwar einmal das Wort „demokratisch“ aus Goethes Mund, aber es ist nicht staatspolitisch gemeint und bezieht sich auf China).

Nun läßt Thomas Mann freilich auch diesen Freund Goethes wie ihn selbst und die ganze Weimarer Gesellschaft in etwas ironischem Lichte erscheinen, was nicht jedem gefallen kann. Abgesehen davon aber wird man in Meyer gerade den Schweizer als solchen gut gezeichnet finden, zunächst seine Redeweise: er blieb (tatsächlich) auch in Weimar bei der schweizerischen Aussprache des *st* als *scht* und sprach von „Kunstsch“ (und hieß daher in Weimar der Kunstschmeyer), eine Gewohnheit, die im schweizerischen Hochdeutsch allmählich verschwindet. Er betonte französische Fremdwörter echt germanisch auf der ersten Silbe, wie wir's im Gegensatz zu draußen heute noch tun („Büro“ gegen *Dudens Büro*); auch verwendet er vielleicht noch etwas mehr Fremdwörter, als damals in der „guten“ deutschen Gesellschaft ohnehin Mode war. Dazu kommt sein bei aller Verehrung für den Meister etwas trockenes und formloses Wesen und dazu namentlich seine Lehrhaftigkeit, die bis zur Aufdringlichkeit gehen und dadurch etwas lästig werden kann. Also: Lotte traf Meyern schon vor Goethes Haustür; er war ein „etwas gebückter Fünzfziger mit milden Gesichtszügen und strähnig erblichenem langem Haar, das unter seinem hohen Hut hervorhing. Es war kein geringerer als Hofrat Meyer, der Kunstprofessor. — „Nun wollen wir hoffen“, sagte Meyer, während man ins Haus trat, in dem bedächtig stakkierten Tonfall seiner Heimat, worin sich etwas Bieder-Altddeutsches mit ausländisch-halbfranzösischen Accenten zu mischen schien, „daß wir die Chance haben, unseren Meister in guter und heiterer Condition, nicht taciturn und marode anzutreffen, damit wir des quälenden Gefühls entübrigt sind, ihm beschwerlich zu fallen“. Er sagte es zu Charlotte gewandt, gesetzt und ausführlich, offenbar ohne Gefühl dafür, wie wenig ermutigend diese Worte eines Intimen auf einen Neu-Her Eintretenden wirken mußten. Sie konnte sich nicht enthalten zu erwidern: „Ich kenne den Herrn dieses Hauses sogar noch länger als Sie, Herr Professor, und bin nicht ohne Erfahrung in den Schwankungen seines Dichtergetümmtes“. — „Die jüngere Bekanntschaft ist gleichwohl die

authentischere“, sagte er unererschüttert, indem er jeder Silbe des Comparativs geruhig ihr Recht widerfahren ließ.“

(Die Gäste sammeln sich im Empfangsraum und:)

„So sind wir denn vollzählig“, sagte er (Meyer) in seiner bedächtigen und gleichmäßig stockenden Redeweise, die er sich von Stäfa am Zürichsee durch viele römische und Weimarer Jahre bewahrt hatte und die von keinerlei Mienenspiel begleitet war, „so sind wir denn vollzählig und dürfen gewärtig sein, daß unser Gastgeber sich ehestens zu uns gesellt. Es ist als nur zu begreiflich zu erachten, wenn erstmaligen Besuchern sich diese letzten Minuten durch eine gewisse Bangigkeit der Erwartung ein wenig dehnen. Gleichwohl sollte es ihnen lieb sein, sich an die Umgebung und Atmosphäre vorderhand einmal gewöhnen zu dürfen. Ich mache es mir gern zur Aufgabe, solche Personen im voraus ein wenig zu beraten, um ihnen die *expérience*, die ja immer bedeutend genug bleibt, leichter und erfreulicher zu gestalten“. Er betonte das französische Wort auf der ersten Silbe und fuhr unbewegten Gesichtes fort: „Es ist nämlich immer das Beste (er sagte „das Beschte“), wenn man sich von der Spannung, in der man sich unvermeidlich befindet, nichts oder doch möglichst wenig anmerken läßt und ihm in der tunlichsten Unbefangenheit, ohne alle Zeichen von Aufregung entgegentritt. Damit erleichtert man beiden Teilen die Situation sehr wesentlich, dem Meister sowohl als sich selbst... Das weitaus Klügste bleibt es immer, sich völlig natürlich zu geben und zum Beispiel nicht zu glauben, man müsse ihn gleich mit hohen und geistreichen Sujets, etwa gar von seinen eigenen Werken, unterhalten. Nichts ist unratfamer...“ Charlotte sah den lehrhaften Getreuen nur blinzeln während dieser Rede, und wußte nicht was entgegnen. Unwillkürlich stellte sie sich vor, wie schwierig es Fremdlingen, die an Lampenfieber litten, fallen mußte, aus solcher Ermahnung zur Unbefangenheit Nutzen für ihren Gleichmut zu ziehen. Die gegenteilige Wirkung, dachte sie allgemein, war das Wahrscheinlichere. Persönlich war sie gekränkt durch die Einmischung, die in dieser Maßregelerteilung lag. „Recht vielen Dank“, sagte sie schließlich, „Herr Hofrat, für Ihre Hinweise. Schon mancher wird Ihnen dankbar dafür gewesen sein. Vergessen wir aber doch nicht, daß es sich in meinem Fall um die Erneuerung einer vierundvierzigjährigen Bekanntschaft handelt.“ — „Ein Mensch“, erwiderte er trocken, „der jeden Tag, ja jede Stunde ein anderer ist, wird auch ein anderer geworden sein nach vierundvierzig Jahren“.

Damit hatte er freilich Recht und behielt das letzte Wort. „La Suisse aura le dernier mot“, hat Victor Hugo gesagt.

Kaffe, Kaffee und . . . Goethe.

Wenn norddeutsche Besucher nach dem deutschen Süden kommen, erkennt sie als solche auch ein linguistisch ungeübtes Ohr an der Aussprache jenes Genußmittels, ohne welches kein Wiener, aber auch kein Berliner seinen Tag vorüber gehen läßt: am Kaffee. Bekanntlich sprechen ihn die Norddeutschen so aus, daß der Akzent, wie bei „Kaffer“, auf die erste Silbe fällt; während es die Süddeutschen und die Österreicher zumal mit der zweiten Silbe halten. Daß aber die deutschsprechenden Schweizer es in diesem Punkt den Norddeutschen gleichtun und „Käffe“ sagen, hat einen besonderen Grund, der mit unserer Regel als solcher nichts zu tun hat: betonen sie doch alle französischen Wörter auf der ersten Silbe, so auch dieses, das sie als Welschwort empfinden.

Der Streit ist, nach dem Schriftbild, nicht ohne weiteres zugunsten der süddeutschen Aussprache zu entscheiden: denn

wenn die zwei e am Ende den Akzent auf sich ziehen, so bedeuten doch andererseits die beiden f eine so starke Befestigung des a, daß der Akzent, fürs erste, kaum über diese Doppelhürde springen kann. Was folgt daraus? Die übliche deutsche Schreibweise dieses Worts enthält bereits die Widersprüche seiner Aussprache in sich: man müßte es, eindeutig, entweder „Raffe“ oder „Rassee“ schreiben, wollte man schriftbildlich die Betonung festlegen. Indes, seit wann werden im Deutschen die Wörter so gesprochen wie geschrieben? Für diese Ausnahmen gibt's bekanntlich so viele Beispiele, daß man sie ruhig als Regel betrachten kann: die Aussprache richtet sich nicht nach der Schreibung, auch im Deutschen nicht. Somit können wir auch den Rasse weiterhin so schreiben und entweder so aussprechen, als wäre von einer Rassee die Rede oder aber von einem . . . Café.

Der Wiener pflegte zu lächeln, wenn der ihn besuchende Berliner „Raffe“ sagte — der Berliner seinerseits war in diesem Punkt immer tolerant, vermutlich weil ihn die Wiener Aussprache an das französische Café erinnerte, das er ja gelten läßt. Brockhaus, dessen Lexikon wir zu Rate ziehen, setzt unters a einen Punkt, zum Zeichen, daß der Akzent aufs a zu fallen hat; der wird aber auch gleich begründet durch „Raffa“, die südabessinische Landschaft, aus der die Pflanze gekommen zu sein scheint. Nun fragt sich noch, wenn anders jenes Raffa so gesprochen wird, wie zu erwarten steht, ob nicht auf dem Umweg durch die Türkei dem arabischen „kahwa“ der Akzent von vorn nach hinten gerutscht ist: denn im Türkischen, das wissen wir, liegt die Betonung fast durchwegs auf dem auslautenden a — und die Türken waren es ja, die das edle Getränk nach Wien brachten, damals, als sie die Stadt belagerten. Die Wiener Version erklärt sich freilich auch durch das Rasseehaus: und dieses ist von Haus aus ein „Café“, denn das erste Rasseehaus stand in Marseille, nicht in Wien (so unglaublich das auch klingt!). Übrigens ist es eine Schlamperei, „Caffe“ oder „Caffee“ oder „Rassee“ zu schreiben; entweder deutsch oder französisch!

Der Streit zwischen nord- und süddeutscher Aussprache steht also auf der Kippe. Was tut man in diesem Fall? Man geht zu . . . Goethe. Denn bei Goethe findet sich bekanntlich alles, und außerdem hat Goethe die Autorität des größten Autors für sich, nicht wahr? — Nun, eine seiner Farcen, der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt“ (Gießen, 1774), beginnt mit den Versen:

So komm denn, Kind, die Gesellschaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Rassee warten.

Nach dem Rhythmus dieser Verse zu schließen, dürfte bei Goethe der Ton auf das a gefallen sein; das Gegenteil anzunehmen, hieße: einen sehr holprigen Vers hinnehmen, der sich vom wohlgefügten Auf und Ab der ersten Zeile hörbar unterscheidet. Vollends klar wird Goethes Aussprache des Rassees aus einem Vers des Gedichtes „Das Neueste von Plundersweilern“. Die fünfte Strophe dieses Gedichtes, das man ebenfalls unter den Farcen zu suchen hat, beginnt mit den Versen:

Wie man denn schon seit langen Zeiten
Läßt Caffee öffentlich bereiten . . .

Hier zweifellos fällt der Ton auf das a — aber was merken wir bei dieser Gelegenheit? Goethe schreibt „Caffee“ . . also schlampig? Gemach! Man erinnere sich gefällig, daß zu Goethes Zeiten das C eine jedem Humanisten geläufige und liebe Vorzugsstellung vor dem R hatte: schrieb man doch damals auch „Canzlei“.

Goethe also, der es wissen muß, entscheidet den Streit zugunsten der norddeutschen Aussprache — und er, der Mitteldeutsche ist gewiß unparteiisch! Kein Wiener darf also fernerhin den Kopf schütteln, wenn ein Herr aus Berlin oder Bern „Raffe“ sagt: er sagt's mit Goethe. B.
Aus dem „Bund“.

Briefkasten.

L. J., J. Sie haben offenbar einmal Wustmanns „Sprachdummheiten“ gelesen; daher Ihr Entsetzen darüber, daß wir im Briefkasten der letzten Nummer (an H. Bl., J.) den Satz, in dem die Rede war von einer „Summnummer, welche“ als richtig erklärt haben, während Sie darin eine „grobe Unrichtigkeit“ sehen. „Was ist Wahrheit?“ Gewiß ist das bezügliche Fürwort „der, die, das“ viel älter als „welcher, welche, welches“, aber dieses kommt doch auch schon bei Luther vor: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus“ (Luk. 2,11). Offenbar der Abwechslung wegen sagt er auch: „Daß du nicht scheinst vor den Leuten mit deinem Fasten, sondern vor deinem Vater, welcher im Verborgenen ist; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich“. Auch bei den Klassikern kommt „welcher“ nicht selten vor; Goethe schreibt: „Die Verehrung, welche Gellert vor allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich“. Auch Storm, der sorgfältige Stilist, empfindet es offenbar angenehm zur Abwechslung: „Von dem Ackerstück, an welchem wir vorüberkamen, vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel, die unsichtbar in den Furchen lagen“. Auch dieser Satz ist aus Storm: „Mit seinen dunklen Augen, in welche sich die ganze Jugend gerettet zu haben schien, und welche eigentümlich von den schneeweißen Haaren abstachen, sah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendsonnenduft vor ihm lag“. Vielleicht die schlimmste „Welcherei“ hat sich Gottfried Keller geleistet in „Romeo und Julia auf dem Dorfe“: „Sie horchten ein Weilschen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten, oder welche sie mit der magischen Wirkung des Mondlichtes verwechselten, welches nah und fern über die grauen Herbstnebel wallte, welche tief aus den Gründen lagen“. Für das Schrifttum zwischen 1750 und 1850 hat man festgestellt, daß von 2000 Fällen etwa ein Drittel mit „welcher“ gebildet sind. Dieses „welcher“ ist nur scheinbar das fragende Fürwort; in Wirklichkeit ist es entstanden aus dem unbestimmten Fürwort „iwelcher“, und erst als (im 14. Jahrh.) das f (in dem das Wörtchen „so“ steckte), abgefallen war, fielen bezügliches und fragendes Fürwort lautlich zusammen. Übrigens ist „der“ auch nicht von Anfang an bezügliches, sondern nur hinweisendes Fürwort gewesen. In der Sprache aber entscheidet zu allererst nicht die Sprachlehre, sondern der Sprachgebrauch, und wenn ein Sprachgebrauch schon fast fünfhundert Jahre alt und sehr verbreitet ist und auch bei anerkannten Schriftstellern vorkommt, darf man nicht mehr sagen, er sei falsch. Andererseits ist daran auch kein Zweifel möglich, daß das bezügliche Fürwort „der, die, das“ nicht nur viel älter, sondern auch einfacher, leichter, natürlicher und deshalb dem etwas schwerfälligen „welcher, welche, welches“ vorzuziehen ist. Wir können also sagen: „welcher“ ist gut (oder wenigstens nicht schlecht), „der“ aber ist besser, und das Bessere ist des Guten Feind. Darum fahren Sie nur tapfer fort, jedem Mitarbeiter Ihres Blattes „ohne Ansehn der Person und ohne Widerrede“ dieses „welcher“ auszumergen. Es gibt freilich Leute, die einen leisen Bedeutungsunterschied heraustüfteln zu können glauben. — Umsonst. Auch darin hat Wustmann recht, wenn er sich nicht scheut, „der“ oder „die“ oder „das“ unmittelbar nach dem gleichlautenden Geschlechtswort (oder „Artikel“) zu setzen und z. B. zu sagen: „Ein Mann, der der Gefahr entgegenzutreten wagte“ oder „die Wiese, durch die die Straße führte“ oder „das Tau, das das Fahrzeug am Ufer festhielt“. Man ist gegen diese Wiederholung in den Schulen viel zu ängstlich; denn diese Wörter sind ja nur auf dem Papier, nur für das Auge, in der Schreibsprache gleich; für das Ohr, — und einzig darauf kommt es an, — für die lebendige Sprache, für die Sprechsprache klingen sie verschieden; das erste ist stärker betont als das zweite, und es kommt einem kaum zum Bewußtsein, daß sie geschrieben gleich aussehen. Wir sprechen nicht „der der“, sondern „deer dr“. Aber sogar der von Schulz erneuerte Wustmann gibt zu, daß das „welcher“ unter Umständen nützlich sein könne, nämlich, wenn auf den ersten Relativsatz ein anderer folgt, der sich auf ein Wort des ersten bezieht: „Gefüge, die bestimmte Einrichtungen zum Gegenstande haben, welche nur bei der katholischen Kirche vorkommen“. Da weiß man sofort, daß der zweite Relativsatz dem ersten unter- und nicht etwa nebengeordnet ist. Dabei sei es zu empfehlen, zuerst „der“ zu verwenden und erst an zweiter Stelle das etwas voller klingende „welcher“.